

CHRISTINE CAINE

UNVERSCHÄMT

frei

**LASS LOS, WAS DICH BELASTET,
UND UMARME DEIN LEBEN**

AUS DEM ENGLISCHEN VON
BETTINA HAHNE-WALDSHECK

GerthMedien

Für meine geliebte Freundin Beth Moore.

»Jeder Freund eröffnet uns eine neue Welt, eine unentdeckte Welt, die erst durch die Begegnung mit ihm geboren wird.«

Anaïs Nin

Ich werde immer dankbar sein, dass sich unsere Wege gekreuzt haben. Deine Freundschaft ist ein unbezahlbares Geschenk.

*Und doch konnten sie mir meine Würde nicht nehmen,
denn Gott, der Herr, verteidigt mich. Darum habe ich auch
die Kraft, ihnen die Stirn zu bieten.*

JESAJA 50,7



INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	11
Kapitel 1: Geschult in Scham	15
Kapitel 2: Die Macht der Scham	33
Kapitel 3: Sich ausstrecken nach Freiheit	53
Kapitel 4: Mit Absicht als Frau geschaffen	73
Kapitel 5: Sie haben die Wahl	95
Kapitel 6: Die Schönheit der Wüste	119
Kapitel 7: Gott zieht ein, damit wir vorwärts ziehen können	137
Kapitel 8: Er hat Herz und Sinn geheilt	157
Kapitel 9: Reiß die Mauern nieder	175
Kapitel 10: Das Bungee-Seil der Scham	203
Kapitel 11: Ihr neues Selbstbild	223
Quellenangaben	233

VORWORT

Ich verbrachte die ersten 25 Jahre meines Lebens gefesselt in Scham. Wenn ich heute zurückblicke, wird mir klar, dass ich sie immer gespürt habe. Scham ist seit meinen frühesten Kindheitserinnerungen Teil meines Lebens gewesen.

Ich spürte sie, wenn ich abgelehnt wurde, wenn ich dazu gebracht wurde, mich unwürdig zu fühlen. Ohne jeglichen Wert. Ich spürte sie, wenn ich missbraucht wurde und niemandem davon erzählen durfte – und noch dazu glaubte, es sei irgendwie meine Schuld. Ich spürte sie, wenn ich versuchte, mein wahres Ich zu verstecken, mich für die Person zu entschuldigen, die ich war, wenn ich meine Talente klein machte oder alles mehr als perfekt machen wollte, um das Gefühl der Geringwertigkeit auszugleichen.

Kennen Sie dieses Gefühl der Scham? Wenn Sie ein Mensch sind, ganz bestimmt – und das Resultat ist immer dasselbe: Die Scham bewirkt, dass wir uns klein fühlen. Fehlerhaft. Nicht gut genug. Und kontrolliert. Scham ist die Angst, unwürdig zu sein, und sie beeinflusst unsere Beziehung zu Gott, zu uns selbst und zu anderen nachteilig. Sie vermindert unsere Fähigkeit, Gottes

bedingungslose Liebe anzunehmen – und sie anderen weiterzugeben.

Aufgrund von Gottes großer Liebe stellte ich schließlich fest, wie die Kraft von Gottes Wort durch die Lügen brach, denen ich geglaubt hatte – und wie sie die Wahrheit darüber offenbarte, wer ich war und warum ich geschaffen wurde. Achten Sie auf das Schlüsselwort in diesem Satz: *schließlich*. Freizukommen von den Fesseln der Scham ist nämlich keine Erfahrung, die man über Nacht macht, oder ein Schnellreparatur-Programm in zehn Schritten. Es ist vielmehr ein großes, fortlaufendes Abenteuer, bei dem man die Tiefe von Gottes Liebe und die gigantische Reichweite von Gottes Kraft entdeckt, uns zu verändern, neu zu erfinden und permanent zu erneuern. Ich entdeckte nach all den Jahren *immer noch* die tieferen Auswirkungen dieser Dinge, und ich weiß, dass der Prozess nicht enden wird, bis ich ihn von Angesicht zu Angesicht sehen werde. Ich wollte auch nicht, dass es anders wäre. Tatsächlich war es so, dass das Schreiben dieses Buches ein weiterer Schritt auf dieser Reise für mich war, denn die Scham verliert ihre Macht, wenn man sie in Worte fasst.

Ich hoffe, dass es Ihnen hilft, Ihr Herz zu öffnen, wenn ich meine Geschichte mit Ihnen teile und dass Sie Gott erlauben, Ihnen die Scham zu nehmen, damit Sie aufblühen und zu der Person werden können, zu der er Sie geschaffen und bestimmt hat.

Kämpfen Sie mit der Angst, nicht gut genug zu sein? Haben Sie Angst, dass man Ihr wahres Ich sehen und kennen könnte? Sind Sie ständig auf der Suche nach Anerkennung? Versuchen Sie zu beweisen, dass Sie es wert sind, geliebt zu werden? Möchten Sie die Macht der Scham in Ihrem Leben brechen?

Dann begleiten Sie mich auf den nachfolgenden Seiten von *Unverschämt frei*, und machen Sie die ersten Schritte, indem Sie Ihre Last abwerfen, Ihre Freiheit in Christus ergreifen und in die Fülle der Bestimmung treten, die Gott für Sie vorgesehen hat – in einem schamfreien Leben.

Ich bete, dass dieses Buch Ihnen dabei helfen möge, die nächsten Schritte auf Ihrer Reise zu machen, und dass Sie dazu ausgestattet werden, dann auch *weiter* voranzuschreiten. Während Sie es lesen, wird der Feind zittern, denn er weiß: Sobald Gott die Ketten unserer Sklaverei der Scham durchbrochen hat, gibt es kein Zurückhalten mehr! So viele der Dinge, die ich jetzt erfahre, hätte ich nie erfahren können, wenn ich mich als Frau weiter versteckt und von der Scham hätte beherrschen lassen. Gott hat aus meinem Leben eine großartige Geschichte gemacht – eine Geschichte über seine Kraft, in das Leben einer schambesetzten Frau zu treten, sie zu verändern und zur geliebten Tochter, zum wertgeschätzten Gefäß des Heiligen Geistes und zu einem wichtigen Mitglied seines »Teams« zu machen, das sich für ihn in einer schmerz erfüllten Welt einsetzt.

Er möchte dasselbe für Sie tun. Gott hat Sie zu einem einzigartigen Zweck geschaffen; er hat einen speziellen Plan für Ihr Leben; und er hat eine mächtige Bestimmung, die Sie erfüllen sollen. Und stellen Sie sich vor: Die Scham hat keinen Platz in dieser Bestimmung, diesem zielgerichteten Plan. Jesus kam, um Sie freizumachen von der Scham ...

Durch Christus sind wir frei geworden, damit wir als Befreite leben. Jetzt kommt es darauf an, dass ihr euch nicht wieder vom Gesetz versklaven lasst.

GALATER 5,1

Danke, dass Sie mich auf der Reise begleiten, wenn ich Ihnen von meinem Weg von einem schamerfüllten zu einem schamfreien Leben erzähle. Es ist mein Herzensgebet, dass Sie ebenfalls die Macht des Lebens in Freiheit entdecken. Es ist das Leben, das Gott ursprünglich für Sie bestimmt hat, das Leben, das Jesus Ihnen durch seinen Tod geben wollte, das Leben, dessen Sie würdig sind, es zu leben.

Der Dieb kommt, um zu stehlen, zu schlachten und zu vernichten. Ich aber bringe Leben – und dies im Überfluss.

JOHANNES 10,10

In Liebe,
Christine

KAPITEL 1

GESCHULT IN SCHAM



Ich habe deine Brotdose fertig gepackt, Christine«, rief meine Mutter aus der Küche. »Komm, ich flechte dir die Haare.«

Ich blickte runter auf meine brandneuen, glänzenden, schwarzen Schuhe, versicherte mich, dass meine weißen Socken an den Fußknöcheln sauber gefaltet waren und sprang aus meinem Zimmer, um meine hübsche, leuchtend pinke Brotdose zu holen, die ich mir für den ersten Schultag hatte aussuchen dürfen. Ich hatte an diesem Morgen versucht, etwas zu frühstücken, konnte aber nur wenige Bissen runterwürgen. Wer wollte schon Zeit mit frühstücken verschwenden? Der große Tag war endlich gekommen. Der erste Schultag. Ich konnte es nicht abwarten, bis ich endlich dort war. Ich zappelte unruhig hin und her, während meine Mutter mein langes, hellbraunes Haar sorgfältig in zwei

Zöpfe flocht; dann hüpfte ich mit fliegenden Zöpfen aus dem Haus, um auf den Spuren meines Bruders, der schon Zweitklässler war, zur Schule zu gehen.

Für manche Kinder ist der Schulbeginn ein aufregendes Abenteuer, verbunden mit neuen Freunden, neuen Liedern, Spielen und neuen Entdeckungen, während es für andere eine beängstigende Trennung von den Eltern und der Sicherheit des geliebten Zuhauses bedeutet. Ich gehörte auf jeden Fall zur ersten Kategorie, eine eifrige Sechsjährige voll freudiger Erwartung, dass jetzt lauter gute Dinge passieren würden.

Ich erinnere mich noch lebhaft, wie ich mich das erste Mal im Klassenraum hinsetzte und begeistert über die bunte Welt der Bücherregale und Kreidetafeln auf meinem Stuhl hin und her rutschte – ein Wunderland, das ich unbedingt genauestens erkunden wollte. Aber am allerneugierigsten war ich auf all die anderen Kinder – ein ganzer Raum voll neuer Spielkameraden in meinem Alter! Bis dahin hatte ich nur selten mit Kindern aus der Nachbarschaft gespielt – auch wenn ich es mir öfter gewünscht hatte. Meine Spielkameraden waren meist meine Brüder oder Cousins und Cousinen gewesen, wenn wir als Familie zusammenkamen. Ich konnte die Mittagspause kaum abwarten, um draußen neue Freundschaften zu knüpfen.

Endlich war die Pause da, und wir nahmen alle unsere Brotdosen mit nach draußen und setzten uns auf den Boden des Schulhofes. Doch an dieser Stelle drängt sich eine Szene in meine mit Nostalgie gefüllten Erinnerungen, die meine Wangen erröten ließ und mir einen Stich ins Herz gab.

Ich wählte einen Platz neben ein paar anderen Mädchen und öffnete den Deckel der Brotdose, während ich mich freute, dass

meine Mutter das Übliche eingepackt hatte: ein Schafskäse-Oliven-Sandwich. Ich genoss gerade den ersten Bissen, als Wayne, ein Junge, der in meiner Nähe saß, seine Nase kräuselte und rief: »Igitt! Was ist denn das für ein schrecklicher Gestank? Was isst du denn da für stinkendes Zeug?«

Plötzlich waren alle Augen auf mich gerichtet. Waynes Freund Raymond verkündete allen: »Sie isst diesen griechischen Schafskäse.« Dann beäugte er mich argwöhnisch und fragte: »Warum könnt ihr Kanaken nicht normal essen wie jeder andere auch? Kein Wunder, dass ihr alle nach Knoblauch stinkt.«

Für einen Moment erstarrte ich; dann begann mein Herz zu klopfen. Ich spürte, wie mein Gesicht heiß wurde. Das Wort, das er benutzt hatte, war ein schreckliches und fieses Wort – eine hetzerische, rassistische Verleumdung für Griechen –, das wir zu Hause nie benutzten, obwohl ich es schon mal gehört hatte – wütend von fremden Menschen auf öffentlichen Plätzen hinausgespien. Warum nannte er mich so? Und mein belegtes Brot roch für mich ganz normal und stank nicht. Aß denn nicht jeder Schafskäse?

Ich sah mich um in der Hoffnung, jemanden mit einem ähnlichen Brot zu finden – nur, um festzustellen, dass alle anderen Kinder etwas dabei hatten, das wir bei mir zu Hause nie aßen: Weißbrot-Sandwiches mit *Vegetemite*, einer typisch australischen Gemüsepaste. Ich fühlte mich entblößt, wie ein kurioses Ausstellungsstück, das von ratlos und finster dreinblickenden Gesichtern unter die Lupe genommen wurde, von denen ich noch vor wenigen Minuten angenommen hatte, sie wären meine neuen Spielkameraden.

Ich hätte mich am liebsten in Luft aufgelöst.

Wayne und Raymond hingegen wurden durch den Rückhalt des neu gewonnenen Publikums wagemutiger. »Mein Vater sagt, ihr Kanaken sollt in euer eigenes Land zurückgehen. Ihr gehört nicht hierher.«

Mein Magen krampfte sich zusammen. Ich verstand nicht, was er meinte. Wohin zurückgehen? Dies *war* doch mein Land oder etwa nicht? Ich war hier in Australien geboren worden. Ich hatte mein ganzes Leben in derselben Straße gelebt. Wohnte nicht jeder, der hier gerade sein Mittagsbrot aß, im selben australischen Viertel wie meine Familie? In Lalor Park? Warum sagte er, ich gehöre nicht hierhin?

Ich blickte auf die anderen Mädchen neben mir, in der Hoffnung, einen mitfühlenden Ausdruck oder ein aufmunterndes Zeichen zu sehen, aber alle blickten weg und taten so, als ginge ich sie nichts an. Niemand kam mir zu Hilfe. Ich war ganz allein.

Es folgten noch mehr schmerzende Worte über meine Herkunft, begleitet vom Gekicher einiger Kinder. Ich saß still dort, die Augen auf den Boden gerichtet, bis Wayne und Raymond schließlich keine Lust mehr hatten, mich zu hänseln, und sich abwandten. Anscheinend stimmte etwas nicht mit mir, es war irgendetwas Peinliches daran, griechisch zu sein. Kein anderer wurde wegen seines Essens oder seiner Familie gehänselt. Aus Gründen, die ich nicht verstand, war ich merkwürdig, anders und unangenehm für sie; jemand, den man meiden musste. Obwohl es in meinem leeren Magen rumorte, war mir der Appetit vergangen. Ich stopfte mein ungegessenes Sandwich zurück in die Brotdose – die hübsche, pinke Brotdose, über die ich mich kurz zuvor noch so gefreut hatte – und ließ den Verschluss zuschnappen. Die Minuten gingen nur langsam vorbei. Ich sah

sehnsüchtig zu, wie andere sich in kleinen Gruppen sammelten, redeten und spielten. Doch niemand sprach mit mir. Ich saß still und allein dort, wollte gern zu den anderen gehen, fühlte mich aber unwillkommen wie ein Außenseiter.

Erleichterung machte sich breit, als schließlich die Glocke läutete. Auf dem Weg zurück ins Klassenzimmer kämpfte ich mit den Tränen, nahm heimlich mein Brot aus der Dose und warf es in den Mülleimer. Nie wieder wollte ich zulassen, dass sich jemand über mich lustig machte, weil ich anders war. Ich würde versuchen, wie jeder andere zu sein. Ich wollte nicht mehr griechisch sein. Unterschied ich mich vielleicht noch auf eine andere Art von ihnen? Hatte ich einen Akzent? Benutzte ich andere Wörter? Gab es noch etwas anderes an mir, über das die anderen lachen würden? Von nun an würde ich versuchen, nichts zu sagen oder zu machen, was die anderen nicht auch sagten oder taten.

Die Sechsjährige von damals kannte noch nicht wirklich ein Wort für das, was sie an dem Tag empfand. Später habe ich es gelernt.

Beschämt.

Den Rest des Jahres ging ich beinahe jeden Tag still mit dem von meiner Mutter so liebevoll eingepackten Brot zum Mülleimer und warf es weg – egal, wie hungrig ich war. Die Scham bringt einen dazu, so etwas zu tun. Sie bringt uns dazu, die guten Dinge, die uns gegeben wurden, einfach wegzuwurfen.

LEKTION GELERNT

Alles, was du wirklich wissen musst, hast du schon als Kind gelernt ist ein bekanntes Buch von Robert Fulghum. Was er damit natürlich meint, ist die Tatsache, dass wir in den ersten Schuljahren lernen, was von uns erwartet wird, um in der Welt zurechtzukommen: zu teilen. Fair zu spielen. Uns an den Händen zu halten und zusammenzustehen.

Aber die Lektion, die ich an dem besagten Tag in der Schule gelernt hatte, war die Lektion der Scham gewesen. Ich lernte sie so dermaßen gut in der Schule, dass ich bereits ab der ersten Klasse quasi täglich mit Hohn und Spott rechnete – mit Beschimpfungen und Mobbing. Mir war jetzt auch klar geworden, dass die verunglimpfenden Graffiti zeilen, die an die Wände unseres Wohnbauprojekts gesprüht worden waren, gegen mich und meine griechische Immigrantenfamilie gerichtet waren – die einzigen Griechen in unserem Sozialwohnungs Viertel für Geringverdiener. Ich hatte durch bittere Erfahrung gelernt, dass ich nichts tun konnte, um die Kluft zwischen meinen Klassenkameraden und mir zu überbrücken. Mein Plan, mich während der Grundschulzeit anzupassen und einzufügen, war kläglich gescheitert. Stattdessen wurde ich aufgrund des griechischen Bluts, das durch meine Adern floss, immer wieder bloßgestellt.

Meine Reaktion? Ich wurde ein richtiger Raufbold, stets bereit zurückzuschlagen. Wenn ich schon keine Sicherheit in meiner Herkunft finden konnte, dann wollte ich wenigstens auf Kraft und Zähigkeit setzen. Wenn ich nicht die Liebe und Freundschaft meiner Klassenkameraden gewinnen konnte, wollte ich wenigstens ihren Respekt gewinnen. Da ich Sport – und ganz besonders Fußball – liebte, trainierte ich hart, um die Beste zu

sein. Ich trieb mich dazu an, am schnellsten zu rennen, den Ball am weitesten zu schießen, mich an den besten Spieler zu halten – der immer ein Junge war –, und dann daran zu arbeiten, besser zu sein als er. Bald konnte ich mich auf dem Schulhof wacker behaupten und es sogar mit den Jungs aufnehmen.

An einem Tag in jenem Jahr – ich war inzwischen sieben Jahre alt – ging ich mit meinem Bruder zusammen nach Hause, als eine Gruppe neunjähriger Jungen begann, ihn zu schubsen. Er versuchte, sie zu ignorieren und weiterzugehen, aber einer von ihnen schrie: »Komm schon, Kanake, hast wohl Angst, dich zu wehren?«

Als aus dem Herumschubsen Fausthiebe wurden, reichte es mir endgültig. Auch wenn ich viel kleiner war als er, wollte ich meinem Bruder doch helfen, sprang auf den Rücken von einem der größeren Jungen und zog an seinen Haaren, bis er sich schließlich befreite und weggrannte. Die anderen folgten ihm und drehten sich gelegentlich um, um uns Beleidigungen und andere Schimpfwörter zuzurufen.

»Es ist mir egal, was sie sagen«, raunzte ich. »Sie werden es sich zweimal überlegen, bevor sie uns wieder angehen.« Aber es war mir *nicht* egal. Es machte mir sehr viel aus. Ich wollte es nur nicht zeigen. Meine Gefühle zu verbergen war bereits Teil meines täglichen Lebens geworden.

Die Scham bewirkt so etwas. Sie lehrt uns, uns zu verstecken und uns dort niederzukauern, wo immer wir eine Schutzmauer finden können.



Trotz der Vorurteile, denen ich ausgesetzt war, liebte ich die Schule und war sehr gut im Unterricht. Bücher wurden meine besten Freunde und meine Wissbegier ließ mich mit großem Eifer jede neue Herausforderung angehen. Ich war entschlossen, der Welt zu zeigen, dass ich *doch* etwas wert war. Errungenschaften, Leistung, Fertigkeiten, Erfolg – dies waren meine neuen Mittel, um akzeptiert und anerkannt zu werden. Wenn der Lehrer Fragen stellte, schoss meine Hand in die Höhe, und wenn Aufgaben ausgeteilt wurden, löste ich sie, ohne zu zögern.

In der zweiten Klasse war ich zur Anführerin der Klasse geworden, was ich für eine gute Sache hielt. Mir fiel auf, dass, wenn wir uns in Gruppen teilten, die anderen mir oft folgten. Wenn meine Klassenkameraden eine Frage nicht beantworten konnten, richteten sich ihre Augen, und oft auch die des Lehrers, auf mich, weil ich die richtige Antwort geben konnte. Wenn im Unterricht oder im Sport Gruppen gebildet wurden, war ich oft die Erste, die gewählt wurde. Ich nahm an, dass sie dies nicht taten, weil sie mich mochten – ich war immer noch »das griechische Mädchen« –, sondern weil sie schlicht und ergreifend gewinnen wollten.

Am Ende des ersten Halbjahres gab es Zeugnisse. Ich war so aufgeregt zu sehen, was in dem versiegelten Umschlag stand, dass ich es einfach nicht mehr abwarten konnte. Deshalb riss ich den Umschlag bereits auf dem Nachhauseweg auf, um zu sehen, welche Noten mir meine Lehrerin, Mrs Black, gegeben hatte. Mein Herz platzte beinah vor Stolz, als ich beim Überfliegen der Seite eine Eins nach der anderen entdeckte.

Und dann blieben meine Augen unten hängen, wo Mrs Black in sauberer Handschrift vermerkt hatte: »Christine ist eine exzel-

lente Schülerin, aber sie muss lernen, dass sie nicht immer die Anführerin sein kann.«

Mein Herz bekam einen Stich. Ich fühlte mich, als ob man mir in den Magen geschlagen hätte. Anführen – ob vorbildlich, rumkommandierend oder indem man die Lauteste war –, das war die Aufgabe, die ich für mich unter den Zweitklässlern gefunden hatte. Vielleicht konnte ich die anderen nicht dazu bringen, mich zu mögen, aber ich war ziemlich gut darin, sie dazu zu bewegen, mir zu folgen. Und war es denn keine gute Sache, eine Anführerin zu sein? War es nicht etwas, das Lob verdiente?

Doch hier stand ich nun und wurde für die Sache gescholten, in der ich mich für besonders gut hielt! Ich *wollte* doch anführen. Ich wollte nicht mehr zu einer armen, verachteten Minderheit gehören. Ich wollte stark sein, denn ich hatte Folgendes herausgefunden: Wenn ich den Mut aufbrachte, herauszutreten und, wenn nötig, auch allein als Anführerin dazustehen, dann strahlte ich genug Stärke aus, damit die anderen mir folgen wollten – und mich sogar bewunderten. Mich! Das unliebsame, griechische Mädchen! Aber statt mich zu ermutigen und meine Führungsfähigkeiten zu belohnen, sagte mir Mrs Black, ich solle damit aufhören.

Die Freude, die ich noch kurz zuvor verspürt hatte, verwandelte sich augenblicklich in Scham und Verletzung. Während ich noch dachte, ich hätte endlich meinen Platz gefunden und meinen Wert bewiesen, war ich für meine Lehrerin lediglich eine Enttäuschung gewesen und ich hatte versagt, ohne es zu merken. Ernüchert schob ich das Zeugnis zurück in den Umschlag.

Wenn ich heute an die Worte der Lehrerin zurückdenke, wird

mir klar, dass sie es vielleicht einfach nur für nötig hielt, die rauen Kanten eines Mädchens abzuschleifen, das sich zu sehr anstrengte; das vielleicht zu herumkommandierend, aggressiv und grob war und eine Tendenz dazu hatte, die Führung zu übernehmen, statt mit anderen zusammenzuarbeiten. Heute muss ich ihr das sogar zugutehalten, denn sie suchte vielleicht nur nach einem Weg, um mir zu helfen, mein Sozialverhalten zu verbessern. Aber solche Gedanken waren jenseits des Verständnishorizonts eines beschämten Zweitklässlerin-Herzen. Was ich aus diesen Worten herauslas, war, dass meine Lehrerin wollte, dass ich damit aufhörte, immer die Beste sein zu wollen.

Traurigerweise spiegelte mein Abschlusszeugnis der zweiten Klasse dann das Ergebnis davon wider. Genau neben ihrem früheren Kommentar hatte Mrs Black jetzt vermerkt: »Christine hat sich sehr gut eingewöhnt.«

Ja, ich hatte die Botschaft verstanden: Zertrampel deine Führungsgabe, ersticke deine Stärken im Keim, werde unscheinbarer. Sei weniger du selbst. Denn genau das bewirkt die Scham. Sie drückt dich nieder und hält dich davon ab, all das zu werden, was du sein könntest.



Scham war mein Begleiter, solange ich mich zurückerinnern kann – ein riesiger Bestandteil meines Lebens und meiner Identität. Und das nicht nur in der Schule. Außerhalb meines Zuhauses war meine ethnische Herkunft ein Grund für Scham, aber zu Hause war das Problem genau andersherum gelagert: Es schien, dass ich nicht so gut in meine Kultur oder meine weib-

liche Identität passte, wie es von mir erwartet wurde. Die Missbilligung, die ich vermittelt bekam, fügte dem Feuer der Scham, das bereits in mir brannte, nur neuen Zündstoff hinzu. Da Sport und Bücher meine Lieblingsbeschäftigung waren, widmete ich mich beidem mit großer Leidenschaft und immerzu getrieben von dem Wunsch, die Beste, die Klügste, die Schnellste, die Härteste zu sein. Nun ja, das einzige Problem daran war, dass brave griechische Mädchen Sport und Bücher nun einmal nicht lieben *sollten!*

»Christine, warum kannst du nicht wie andere Mädchen sein? Warum spielst du nicht mit Puppen, statt so viel Zeit mit Lesen zu verbringen? Das kann doch nicht gesund sein.«

»Christine, hör auf, mit den Jungs Ball zu spielen. Du solltest in der Küche sein und Kochen lernen.«

»Warum verbringst du so viel Zeit mit Lernen und Hausaufgaben? Jungs mögen keine Mädchen, die klüger sind als sie selbst.«

Auch diese Botschaft war laut und klar: Ein braves griechisches Mädchen sollte kochen lernen wollen und mit Puppen spielen, denn ihre wahre Bestimmung, ihr letztendliches Ziel war es nun mal, erwachsen zu werden, zu heiraten und Kinder zu bekommen. Alle anderen Interessen, die darüber hinausgingen, waren beschämend. So jedenfalls lautete die Botschaft, die mir zu Hause deutlich vermittelt wurde.

Meine Mutter, die das Beste für meine Zukunft wollte und deshalb ihr Möglichstes tat, um mich für »Mädchensachen« zu begeistern, meldete mich beim Ballettunterricht an, den ich hasste. Und wenn ich mich beschwerte, fragte sie: »Christine, warum magst du Fußball lieber als Ballett? Was stimmt nicht mit dir?«